

»Es geht nicht darum, am Leben zu sein.« Ich werde eines Tages verhungern, oder in einer Winternacht erfrieren, oder mir irgendwas einfangen, das mich von innen zerfrisst, bis mich die Krankenhäuser aufnehmen müssen, sogar ohne Geld oder eine Adresse. Doch bis dahin werde ich die Stadt besingen und bemalen und antanzen und ficken und beweinen, weil sie nämlich mir gehört. Sie gehört verdammt noch mal *mir*. Deshalb.

»Es geht darum, zu *leben*«, schliesse ich. Und dann drehe ich mich um und schaue ihn finster an. Wenn er das nicht versteht, kann er mich am Arsch lecken. »Sag mir, was ich tun soll.«

Etwas verändert sich in Paulos Gesicht. Jetzt hört er zu. Mir. Also steht er auf und führt mich fort von hier für meine erste Unterrichtseinheit.

Die Lektion ist folgende: Große Städte sind wie alle anderen lebenden Dinge, sie werden geboren und werden älter und sie ermüden und sterben, wenn die Zeit gekommen ist.

Pff, ach was! Jeder, der schon mal eine echte Stadt gesehen hat, fühlt das, so oder so. All diese Leute vom Land, die die Stadt hassen, haben Angst vor etwas, das wirklich da ist; Städte sind einfach wirklich *anders*. Sie drücken mit ihrem Gewicht auf die Welt, sie reißen das Gewebe der Realität ein, wie ... wie Schwarze Löcher vielleicht. Ja. (Ich gehe manchmal in Museen. Da drin ist es kühl, und Neil deGrasse Tyson ist geil.) Wenn immer mehr Menschen in die Stadt kommen und ihre Merkwürdigkeit abladen und wieder gehen und ersetzt werden durch andere, dann reißt das Gewebe immer weiter ein. Irgendwann wird der Riss so groß, dass er zu einer Tasche wird, und nur noch ein winzig dünner Faden verbindet ... irgendwas mit ... irgendwas. Woraus Städte auch immer gemacht sind.

Doch die Teilung setzt einen Prozess in Gang, und in dieser Tasche beginnen sich die vielen Teile der Stadt zu multiplizieren und zu differenzieren. Die Kanalisation erstreckt sich bis in Gegenden, wo kein Wasser gebraucht wird. Den Slums wachsen Zähne und den Künstlervierteln Krallen. Die gewöhnlichen Dinge darin, wie der Verkehr und Baustellen und der ganze Kram, entwickeln einen Rhythmus wie ein Herzschlag, wenn man ihre Geräusche aufnimmt und schnell rückwärts abspielt. Die Stadt ... beschleunigt.

Nicht alle Städte erreichen diesen Zustand. Früher gab es mal einige große Städte auf diesem Kontinent, aber das war, bevor Kolumbus die ganze Scheiße mit den Indianern gemacht hat, also mussten wir neu anfangen. New Orleans hat's nicht geschafft, wie Paulo gesagt hat, aber es hat überlebt, das ist immerhin etwas. Es hat noch einen Versuch. Mexiko City ist auf einem guten Weg. Aber New York ist die erste Stadt in Amerika, die diesen Punkt erreicht hat.

Die Reifung kann zwanzig Jahre dauern oder zweihundert oder zweitausend, aber irgendwann kommt der Zeitpunkt. Die Nabelschnur wird durchtrennt und die Stadt wird selbstständig, kann auf eigenen, klapprigen Beinen stehen und Sachen machen wie ... na ja, was so ein lebendes, denkendes Ding in Form einer scheißriesigen Stadt eben so tun will.

Und wie überall in der Natur gibt es Dinge, die auf diesen Moment lauern, die hoffen, das süße frische Leben jagen und reißen zu können und seine Eingeweide herunterzuschlingen, während es noch schreit.

Deshalb ist Paulo hier, um mir etwas beizubringen. Deshalb kann ich die Atmung der Stadt befreien und ihre Asphalt-Gliedmaßen strecken und massieren. Ich bin nämlich die Hebamme.

Ich halte die Stadt am Laufen. Jeden beschissenen Tag.

Paulo nimmt mich mit zu sich. Es ist nur eine Wohnung zur Untermiete für den Sommer in der Lower East Side, aber es fühlt sich an wie ein Zuhause. Ich dusche bei ihm und esse etwas von den Sachen, die im Kühlschrank sind, ohne ihn zu fragen, nur um zu sehen, was er dann macht. Er macht überhaupt nichts, er raucht nur eine Zigarette, wahrscheinlich um mir damit auf den Sack zu gehen. Ich höre Sirenen auf den Straßen im Viertel - oft, und nah. Ich frage mich aus irgendeinem Grund, ob sie nach mir suchen. Ich spreche es nicht aus, aber Paulo sieht, wie ich zusammenzucke. Er sagt, »Die Vorboten des Feindes werden sich zwischen den Parasiten der Stadt verstecken. Nimm dich vor ihnen in Acht.«

Er sagt immer solchen kryptischen Scheiß. Manches davon ergibt Sinn, wie wenn er überlegt, dass das alles vielleicht ein *Ziel* hat, dass es einen Grund für die Städte gibt und für den Prozess, der sie

erschafft. Was der Feind bisher gemacht hat – im Moment der Verwundbarkeit anzugreifen, quasi Gelegenheitsverbrechen –, ist vielleicht nur eine Aufwärmübung für etwas Größeres. Aber Paulo erzählt auch viel Müll, wie wenn er sagt, ich sollte mal Meditation ausprobieren, um mich besser mit den Bedürfnissen der Stadt in Einklang zu bringen. Als würde ich das Ganze hier mit Weiße-Mädchen-Yoga überstehen.

»Weiße-Mädchen-Yoga«, sagt Paulo nickend. »Indische-Männer-Yoga. Aktienbroker-Squash und Schüler-Handball, Ballett und Merengue, Gewerkschaftshäuser und Galerien in SoHo. Du wirst eine Millionenstadt verkörpern. Du musst diese Menschen nicht *sein*, aber sei dir bewusst, dass sie ein Teil von dir sind.«

Ich lache. »Squash? Das ist kein scheiß Teil von mir, Alter.«

»Die Stadt hat unter allen Menschen dich auserwählt«, sagt Paulo. »Ihre Leben hängen von dir ab.«

Vielleicht. Aber ich bin trotzdem noch ständig müde und hungrig, hab ständig Angst, bin nie sicher. Was hab ich davon, wertvoll zu sein, wenn niemand mich wertschätzt?

Er bemerkt, dass ich keine Lust mehr auf Reden habe, also steht er auf und geht ins Bett. Ich werfe mich aufs Sofa und bin sofort weg. Wie tot.

*Ich träume*, ein Traum im Tod, von einem dunklen Ort unter schweren, kalten Wellen, wo etwas lauert und sich mit einem glitschigen Geräusch bewegt und sich ausbreitet und auf die Mündung des Hudson zubewegt. Hin zu *mir*. Und ich bin zu schwach, zu hilflos, zu angstgelähmt, um irgendetwas zu tun, außer zusammenzuzucken unter seinem raubtierhaften Blick.

Etwas kommt von weit aus dem Süden, irgendwie. (Nichts davon ist wirklich echt. All das hangelt sich an der dünnen Leine entlang, die die Realität der Stadt mit der restlichen Welt verbindet. Der *Effekt* findet in der Welt statt, hat Paulo gesagt. Die *Ursache* dreht sich um mich.) Es bewegt sich zwischen mir, wo immer ich bin, und dem sich ausbreitenden Ding, wo immer das ist. Etwas unermesslich Großes beschützt mich, nur dieses eine Mal, nur an diesem Ort – aber ich spüre, dass in weiter Ferne andere warten und knurren und aufstehen und sich bereit machen. Den Feind warnen, dass er sich an

die Regeln halten muss, die diesen uralten Kampf schon immer bestimmt haben. Es ist nicht gestattet, mich zu früh anzugreifen.

Mein Beschützer in diesem surrealen Traumland ist ein Juwel, wuchernd und mit schmutzverkrusteten, geschliffenen Flächen, ein Ungetüm, das nach dunklem Kaffee stinkt und dem zerschrammten Rasen eines *Futebol*-Platzes und Verkehrslärm und dem vertrauten Zigarettenrauch. Es lässt seine säbelförmigen Stahlträger nur für einen Augenblick aufblitzen, doch das genügt. Das sich ausbreitende Ding schreckt zusammen und zieht sich verbittert zurück in seine kalte Höhle. Doch es wird wiederkommen. Auch das ist immer so gewesen.

Ich wache auf von dem Sonnenlicht, das mir das halbe Gesicht wärmt. War das ein Traum? Ich stolpere in das Zimmer, wo Paulo schläft. »São Paulo«, flüstere ich, aber er wacht nicht auf. Ich schlängele mich unter die Bettdecke. Als er aufwacht, greift er nicht nach mir, drückt mich aber auch nicht weg. Ich lasse ihn meine Dankbarkeit spüren und gebe ihm einen Grund, mich später wieder reinzulassen. Mit dem Rest muss ich warten, bis ich Kondome gekauft habe und er seine Raucherzähne geputzt hat. Danach dusche ich noch mal, ziehe meine Klamotten an, die ich in seiner Spüle gewaschen hab, und gehe raus, während er noch schnarcht.

Bibliotheken sind sichere Orte. Im Winter ist es dort warm. Niemanden schert es, wenn du den ganzen Tag dort herumhängst, solange du nicht dauernd in die Kinderecke starrst oder versuchst, mit den Computern auf Pornoseiten zu gehen. Die an der 42sten – die mit den Löwen – ist keine solche Bücherei. Man kann dort keine Bücher ausleihen. Aber sie bietet doch die gleiche Sicherheit wie jede andere Bücherei, also setze ich mich in eine Ecke und lese alles, was in meiner Reichweite steht: das städtische Steuerrecht, *Die Vögel des Hudson Valley*, *Wir bekommen ein Stadt-Baby: New-York-Edition*. Siehst du, Paulo? Ich hab doch gesagt, ich hör zu.

Es wird später Nachmittag und ich gehe wieder raus. Die Stufen sind übersät von Menschen, die lachen, quatschen, Selfie-Sticks haltend Grimassen schneiden. Drüben beim U-Bahn-Eingang stehen Bullen in schusssicheren Westen und stellen ihre Knarren zur Schau, damit sich die Touristen vor New York beschützt fühlen. Ich kaufe mir

eine polnische Kielbasa-Wurst und esse sie zu Füßen eines der Löwen. »Fortitude«, nicht »Patience«. Ich kenne meine Stärken.

Mein Bauch ist voller Fleisch und ich bin entspannt und denke über Sachen nach, die nicht wirklich wichtig sind – wie lange Paulo mich wohl bei sich wohnen lässt und ob ich seine Adresse benutzen kann, um mich für irgendwas zu bewerben –, deshalb achte ich nicht auf die Straße. Bis ein kaltes Kribbeln über meine eine Seite huscht. Ich verstehe, was es ist, noch bevor ich reagiere, aber ich passe wieder nicht richtig auf, denn ich *drehe mich um und schaue ...* Dumm, so dumm, ich sollte das besser wissen; unten in Baltimore haben die Bullen mal einem Typen die Wirbelsäule gebrochen, weil er sie angeguckt hat. Doch als ich diese beiden an der Ecke gegenüber der Bibliothekstreppe sehe – kleiner, blasser Mann und hochgewachsene dunkle Frau, beide in Dunkelblau, fast schwarz –, bemerke ich etwas, das so seltsam ist, dass ich meine Angst vergesse.

Es ist ein heller, klarer Tag, keine Wolke am Himmel. Die Menschen, die an den beiden Cops vorbeilaufen, hinterlassen kurze, blasse Nachmittagsschatten, fast nicht zu erkennen. Doch um diese beiden herum sammeln sich die Schatten und kräuseln sich, als würden sie unter ihrer eigenen, privaten grollenden Donnerwolke stehen. Und während ich zuschaue, beginnt der kleine Polizist ... sich zu strecken, irgendwie, und seine Gestalt verzerrt sich ganz leicht, bis das eine Auge doppelt so groß ist wie das andere. Seine rechte Schulter bildet nach und nach eine Beule aus, die aussieht, als wäre sie ausgekugelt. Seine Kollegin scheint das alles nicht zu bemerken.

Okaaaayyy, nein. Ich stehe auf und bahne mir meinen Weg durch die Menschenmengen auf der Treppe. Ich mache diese eine Sache, wo ich versuche, ihren Blick an mir abprallen zu lassen – aber diesmal fühlt es sich anders an. Klebrig irgendwie, als würden Fäden von billigem Scheißkaugummi mir die Spiegel zukleistern. Ich *fühle*, wie sie die Verfolgung aufnehmen, etwas Riesiges und Falsches schiebt sich in meine Richtung.

Selbst da bin ich noch nicht sicher – viele Bullen versprühen und atmen Sadismus auf dieselbe Weise –, aber ich will kein Risiko eingehen. Meine Stadt ist hilflos, noch ungeboren, und Paulo ist nicht hier, um mich zu beschützen. Ich muss mir selbst helfen, so wie immer.